

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 245. Bromberg, den 24. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(8. Fortsetzung.)

„Wenn Sie inzwischen Zeit haben, müssen Sie sich mal meine Sammlung genauer ansehen, Durchlaucht! Die ist sehenswert. Ich werde Ihnen die einzelnen Stücke erklären. Die fünftausendjährige Schnecke zum Beispiel — —"

„Es wird mir ein Vergnügen sein", erklärt Vitry verzweifelt. „Tatsächlich. Ich fürchte nur, Sie werfen Ihre Perlen vor die Säue bei mir, Herr Doktor. Ich bin gar nicht aufnahmefähig im Augenblick."

Hemptin sieht seinen Besucher mit krausgezogener Nase skeptisch an. „Auch nicht für einen kleinen Absinth nach dem Kaffee? Sie schlafen dann vielleicht besser."

Da der Prinz keinen Widerspruch erhebt, holt Hemptin aus dem Eckschrank zwei Gläser und gießt ein. „Auf einen guten Erfolg!" sagt Hemptin und, als er das leere Glas wieder hinsetzt: „Ich nehme an, Sie werden Mr. Mackenzie von Julianes Abreise unterrichtet haben? Es wäre doch ein beunruhigender Gedanke, die junge Dame schutzlos in einem fremden Lande zu wissen."

„Ich werde selbstverständlich nicht verfehlen", erklärt Vitry bereitwillig. In Wirklichkeit hat er sofort nach Abfahrt des Schiffes gekabelt. Hemptin ist darüber auch nicht im Zweifel. „Mich wundert nur, wie Fräulein ter Steegen so rasch die Pässe bekommen hat."

„Für die Tochter des australischen Konsuls in Holland ist das doch nicht weiter schwer," meint Hemptin. „Sie ist, wie gesagt, sehr energisch und umsichtig."

Natürlich hast du das gleich am Montag für sie erledigt! denkt Vitry. Laut sagt er: „Gewiß . . . Hoffentlich läßt sie nach ihrer Ankunft bald von sich hören. — Auf Wiedersehen, Herr Doktor!"

Als der Prinz gegangen ist, läßt Hemptin sich fernamtlich mit dem Imperial in Ostende verbinden. Wartend geht er im Zimmer auf und ab, während Osterhuis das Kaffeegeschirr abräumt. Dann kommt das Gespräch. Hemptin erfährt, daß Fräulein Discail mit dem Frühzug nach Antwerpen abgereist sei. In Ordnung . . . Er wird sie also am Nachmittag im Bureau antreffen. Er wird ihr auf Grund der inzwischen eingegangenen Informationen einen ausführlichen Brief an seinen Vetter, den Konsul Hendrik der Steegen im Haag, diktieren können.

Aber Ines kommt nicht . . . Als Hemptin nächsten Tags nach dem Essen gegen vier Uhr wieder im Bureau erscheint, bleibt er an Kerkhooves Pult stehen und sieht zu, wie der Bureauvorsteher eine lange Reihe von Zahlen herunterrechnet, die zu einem verwickelten Übereignungsvertrag gehören. Kerkhoove tippt mit einem überaus spitzen Bleistift unmerklich die einzelnen Ziffern an und bewegt dabei leise die Lippen. Als er mit der Kolonne zu Ende ist, macht er sich eine winzige Notiz und sieht dann fragend zu seinem Chef auf.

„Sie sehen gar nicht wohl aus, Kerkhoove", sagt Hemptin. „Haben Sie Sorgen? Stimmt es zu Hause nicht? Oder sind Sie krank?"

„Danke, Herr Doktor — mir fehlt nichts! Zu Hause ist auch alles wohl. Und Sorgen brauche ich mir doch nicht zu machen!"

„So? Na ja . . ." Hemptin reibt seine Nasenspitze. „Ist Fräulein Discail im Bureau gewesen? Hat sie irgend etwas von sich hören lassen?"

„Nein."

Kerkhoove starrt auf sein Tintenfaß, um das herum lauter Spritzer auf dem rotlackierten Pult glitzern. Grünviolette Kopiertinte. Sie sehen wie giftige Fliegen aus.

„Ich finde das eigentlich merkwürdig", äußert Hemptin beiläufig. „Man sollte vielleicht doch nach ihr sehen. Gehen Sie doch heute abend mal vorbei, Kerkhoove! Sie haben doch die Adresse?"

„Jawohl, Herr Doktor."

Hemptin macht kehrt und geht, mit der Uhrkette spielend, langsam auf das Privatbureau zu. Auf halbem Wege bleibt er stehen. „Hat Fräulein ter Steegen das Duplikat des Schuldscheins über den Wagen mitgenommen?"

„Nein — das ist hier."

„Geben Sie mal her! Ist ein Kabel aus Adelaide eingegangen?"

„Es liegt drinnen, Herr Doktor. Die Agentur stellt genaue Informationen für Anfang nächster Woche in Aussicht."

„Schön. Wenn Sie fertig sind, kommen Sie zu mir! Wir wollen sehen, was noch erledigt werden muß. Wenn Fräulein Discail länger verhindert ist, müssen wir doch eine Aushilfe nehmen. Sonst überarbeiten Sie sich noch. Ich will das nicht."

„Oh!" macht Kerkhoove zaghaft. Ich — —"

Aber Hemptin ist schon hinter der Tür verschwunden.

Es war zwischen sieben und acht Uhr abends, ehe Kerkhoove in der Pension de Bruyker anlangt. Fräulein Discail ist zu Hause. Er wird nach ihrem Zimmer gewiesen. Kerkhoove ist noch niemals hier gewesen. Sein Herz klopft ungestüm, als er vorsichtig und mit angehaltenem Atem an die Tür pocht. Durch die Milchglasscheiben dringt spärlicher Lichtschein. Man hört kleine, verhaltene Geräusche. Warten draußen und drinnen . . . Dann klopft Kerkhoove nochmals. Endlich antwortet jemand mit belegter Stimme. Kerkhoove öffnet behutsam.

Ines kauert auf dem Sofa, sieht angstvoll und abweisend auf den Eintretenden. Das Haar hängt ihr zerwühlt ums Gesicht. „Ach — Sie sind es, Kerkhoove?"

Kerkhoove tritt in den Schein der Lampe, die auf dem Tisch steht, neben einer Tasse und einem zerknüllten Taschentuch.

Ines greift danach und steckt es in den Schlafrock, den sie fröstelnd zusammenzieht. „Setzen Sie sich doch, bitte!"

Er setzt sich auf den Stuhl neben dem Sofa und blickt das Mädchen an. Dann räuspert er sich und sagt mit unsicherer Stimme: „Sie haben geweint, Fräulein Ines? Fehlt Ihnen was? Ich bin deshalb hergekommen. Das heißt: Der Doktor schickt mich. Er fürchtete, es könnte Ihnen

etwas zugestoßen sein, weil Sie so gar nichts von sich hören ließen."

Ines starrt mit stumpfen Blicken ins Lampenlicht. „Ja?" fragt sie sinnlos — nur, um etwas zu sagen.

Kerkhoove muß auf die Hand sehen, die auf dem buntblumigen Kissen unruhig hin und her fährt. Ihr Gesicht ist im Schatten. „Ist Ihnen etwas zugestoßen, Fräulein Ines?"

„Ich hatte doch Urlaub für diese Woche!" stößt sie trotzig heraus. „Das weiß der Chef doch!"

Kerkhoove senkt den Kopf. „Das hat er wohl vergessen."

Etwas sanfter sagt sie dann: „Ich wäre natürlich gekommen, aber ich konnte nicht. Es ist — es ist — —"

„Was?" fragt Kerkhoove leise; seine Stimmen ist voll zarter Schonung.

„Furchtbar!" Sie reißt das Taschentuch heraus, preßt das Gesicht darauf und weint hemmungslos.

Kerkhooves Hände, die den altmodischen Hut halten, beginnen zu zittern. Er wagt keine Bewegung, kaum einen Atemzug. Als Ines endlich das Taschentuch vom Gesicht nimmt, fragt er tonlos: „Kann ich Ihnen helfen?"

Aber sie schüttelt den Kopf.

„Warum nicht? Können Sie mir nicht wenigstens etwas sagen? Es ist doch dann zuweilen nicht mehr so schlimm, Fräulein Ines. Ist es Geld? Oder ist es —"

„Geld? Ja . . . Viel Geld, Kerkhoove — für Sie und mich und unseresgleichen! Betrug, Unterschlagung — jawohl: Unterschlagung . . . Da sehen Sie, daß nichts zu machen ist! Wenn ich wenigstens die Adresse wüßte!"

„Welche Adresse?" Kerkhoove muß schlucken, bis er es herausbringt. „Und wieso denn Unterschlagung, Fräulein Ines? Das ist doch gar nicht möglich."

„Gar nicht möglich? Der Chef hat mir tausend Frank gegeben — für einen bestimmten Zweck. Und die hab' ich im Kasino an einem Abend verspielt!"

„In Ostende?" fragte Kerkhoove in törichter Verwirrung. „Sie allein?"

„Ich allein. Ja . . . Und das ist noch längst nicht alles." —

„Wieviel denn?"

„Dreitausend . . ."

„Großer Gott! Aber wo hatten Sie das Geld her?"

„Das gehörte schließlich mir. Als die Fünfhundert weg waren, wollte ich versuchen, sie wieder herauszuholen. Ich war ganz außer mir. Da hab' ich die Perlenkette verpfändet. Sie ist zwölftausend Frank wert. Zwölftausend Frank, Kerkhoove! Und wenn ich dem Mann das Geld nicht wiedergebe, ist sie auch noch weg. Ich könnte irrsinnig werden!"

„Wem gehörte denn die Kette?" fragt Kerkhoove schüchtern. Ines Discail, vertraut im Rahmen des Bureaus, ist schmerzhaft entrückt durch den Nimbus solcher Summen, durch den Spielsaal, durch die Leidenschaft, durch die unbegreifliche Schuld und vor allem durch diese Perlenkette.

„Vitry hat sie mir geschenkt", erklärte Ines mit schonungsloser Offenheit.

„Prinz Vitry — Ihnen geschenkt?" Kerkhooves Gesicht wird fahl. Mit leeren Augen starrt er vor sich hin.

„Ja — Sie hören es doch! Es war weiter gar nichts dabei. Ich bin doch — noch verlobt . . . Das wissen Sie ja! Das ist es nicht!"

Kerkhoove schweigt. Unfaßbar ist ihm das alles.

„Ich muß seine Adresse haben! Er ist wieder in Antwerpen — er muß mir das Geld für die Pfandleihe geben. Ich kann doch die Perlen nicht verlieren — ich kann es nicht! Und ich muß dem Chef das Geld wiedergeben! Eher komme ich nicht ins Bureau. Sie müssen mir die Adresse verschaffen, Kerkhoove! Hemptin hat sie sicher!" Ihre verweinten Augen sind fordernd auf ihn gerichtet.

„Ich?" murmelt Kerkhoove fassungslos.

„Warum denn nicht? Sie sind ja furchtbar gewissenhaft. Ich weiß es. Aber warum sollten Sie das nicht für mich tun? Sonst tut es mir direkt leid, Ihnen überhaupt etwas gesagt zu haben."

„Ich tue alles für Sie", sagt Kerkhoove leise. „Aber das ist nicht gut für Sie — das ist ein Unglück. Glauben Sie mir!"

Ines errötet jäh und blickt den gebeugten Mann böse an. „Darum handelt es sich nicht. Das geht niemanden etwas an. Es liegt auch gar kein Grund vor, tragisch zu werden — in dieser Beziehung. Es bleibt mir eben nichts anderes übrig."

Kerkhoove sitzt mit gesenktem Kopf und scheint nachzudenken. Man hört unten im Haus das Telephon schrillen. Plötzlich hebt er das Gesicht. Es ist von einem innerlichen Entschluß feierlich verklärt. „Ich kann verstehen, daß Sie es dem Doktor nicht sagen mögen, Fräulein Ines. Das mit den tausend Frank . . . Wegen der Perlenkette — nun — es wäre nicht so schlimm —"

„Nicht so schlimm? Ich werde nie wieder eine bekommen! Gar nicht um Vitry willen — nein! Aber ich will sie nicht einbüßen! Ich hatte den Verstand verloren. Wissen Sie, was zwölftausend Frank bedeuten?"

„Vielleicht nicht. Ich habe nie so viel gehabt. Aber — ja: dreitausend etwa habe ich. Ich werde Sie Ihnen geben, Fräulein Ines. Wenn Sie so an der Kette hängen . . . ."

Überrascht blickt Ines in die farblosen Augen ihr gegenüber, die groß und strahlend geworden sind. Irgendwie an einer unberührten Stelle der Seele spürt sie auch das schmerzliche Lächeln, in das sein Mund die wortlose Bitte kleidet. Ist dies nicht der Mann, der 15 Centimes für Streichhölzer in sein Notizbuch einträgt und sein Frühstückspapier immer zweimal benutzt? „Kerkhoove!" Näher rückend, legt sie sanft die Hand auf seine Schulter. „Das wollen Sie? Aber das kann ich doch nicht annehmen!"

„Doch — doch! Sie müssen einfach — gleich morgen!" In der Begeisterung seines hohen Glückes sind alle Furchen weggewischt aus dem grauen, zerdrückten Gesicht. Es ist geradezu schön in seinem inneren Licht. „Das ist das einzig Richtige. Von mir können Sie das ruhig nehmen! Sie werden mir die Adresse des Pfandleihers geben — ich werde ihm schreiben — sofort . . ."

Schritte kommen den Gang herauf; es klopft. Das Mädchen steckt den Kopf zur Tür herein; „Sie werden gewünscht, Fräulein Discail! Prinz von Vitry!"

Ines erhebt sich; ihr Gesichtsausdruck verändert sich im Augenblick. Ohne Kerkhoove anzusehen, sagt sie schnell: „Na — endlich! Dann ist es nicht mehr nötig, Kerkhoove! Ich danke Ihnen vielmals. Entschuldigen Sie mich beim Chef! Ich komme morgen wieder ins Bureau."

Kerkhoove ist auch aufgestanden. Den Hut in der müden, herabhängenden Hand, fragt er: „Da kann ich mich wohl gleich verabschieden?"

„Warten Sie doch! Ich bin gleich wieder da!"

„Nein . . ." Er schüttelt leise den Kopf. „Danke!" Sein Gesicht ist unbewegt, faltig wieder und grau, wie immer. „Ich muß auch nach Hause . . ."

„Na, wie Sie wollen!" sagt Ines vom Waschtisch her, wo sie sich flink mit der Puderquaste über das Gesicht fährt. „Auf Wiedersehn!" Damit ist sie zur Tür hinaus.

Er hört auf dem Gang ihren raschen, erwartungsvollen Schritt verklingen und trottet langsam hinterher.

Nach dem Telephongespräch mit Ines Discail geht Vitry unruhig in seinem Hotelzimmer auf und ab. Er hat im Royal ein Appartement bezogen, wie es einem Prinzen zukommt, zumal er als Vertreter Josaphat Mackenzies und der Standard-Minen-Company aufzutreten hat. Bei der Tür angelangt, drückt er auf den Klingelknopf.

Als bald darauf geräuschlos der Zimmerkellner eintritt, um sich nach den Befehlen Seiner Durchlaucht zu erkundigen, sagt der Prinz zu ihm: „Ich erwarte meine Sekretärin. Wenn die Dame kommt, lassen Sie sie heraufführen! Wir werden wahrscheinlich länger zu tun haben. Lassen Sie also Abendessen für zwei Personen servieren! Jawohl — hier oben! Könnte mir eine Schreibmaschine zur Verfügung gestellt werden?"

„Selbstverständlich, Durchlaucht!"

„Ich gehe jetzt noch einmal fort. Wenn die Dame kommt, soll sie warten!"

„Sehr wohl, Durchlaucht."

Aber Vitry ist schnell zurück. Er hat einige Pakete bei sich, mit denen er im Schlafzimmer verschwindet. Man hört auch Wasser im Badezimmer rauschen.

Von diesem Geräusch wird der Eintritt Ines' in den Salon übertönt. In Hut und Mantel steht sie im Zimmer.

verhaltene Erregung spannt ihre Nerven. Es ist niemand zu sehen. Was ihr zunächst ins Auge fällt, ist der kleine Tisch mit der großen Schreibmaschine, der neben den schweren Diplomatenschreibtisch gerückt ist. Aha! denkt Ines mit einem gewissen Gefühl dankbarer Erleichterung. Schreibmaschinen haben für sie immer Anziehungskraft. Den dunklen Mantel aufknöpfend, geht sie darauf zu und besieht das System.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Einwanderung in Galizien vor 150 Jahren.

Aus einem Vortrag des Studienrats Lang,

gehalten am 12. Oktober d. J. in der Historischen Gruppe der D. G. f. K. und W. in Bromberg.

Jahrhunderte alter Streit mit dem französischen Nachbar, in dem immer wieder der Deutsche am Rhein draufzahlen mußte, hob ihn endlich aus den Angeln.

Dem Jahrhundert der Auswanderung ging das 17. Jahrhundert voraus, einer der schwersten Zeitabschnitte für das deutsche Volk. Die Religionsstreitigkeiten wühlten die deutsche Seele auf, der 30jährige Krieg verwüstete die deutschen Lande und stürzte das deutsche Volk ins tiefste Elend. Die Schwäche des deutschen Volkes ermunterte das benachbarte Frankreich zur Erweiterung seiner Gebiete auf Kosten Deutschlands. Obwohl sich Frankreich im 30jährigen Krieg einen schönen Happen aus dem deutschen Körper herausschnitt, nämlich Elsaß, hörte doch sein Druck auf die Rheinlande nicht auf. Der Nachteil lag immer auf deutscher Seite. Den französischen Erfolg zeichneten die Friedensschlüsse von Nymwegen 1678 und von Rysw:yk 1697. Bezeichnenderweise nannte man damals in Deutschland den ersten Frieden „Nimm weg", den zweiten „Reiß weg". Zwischen „Nimm weg" und „Reiß weg" lag der hinterlistige Raub Straßburgs und der furchtbare dritte Raubkrieg. Damals wurden die Pfalz, das Kurfürstentum Mainz, die Markgrafschaft Baden und das Herzogtum Württemberg 9 Jahre lang von den Franzosen geplündert, die Städte und Dörfer bis auf den Grund niedergebrannt, die deutschen Menschen beraubt, mißhandelt, geschändet und gemordet. Alte deutsche Kulturstätten wurden also in Trümmer gelegt, um der deutschen Seele den Halt zu nehmen, um sie mürbe und französischen Plänen gefügig zu machen. Eine unsägliche Furcht bekam der deutsche Mensch vor der französischen Faust. Diese Furcht ist geradezu psychopathisch geworden und erst Friedrich II. blieb es vorbehalten, diese Furcht bei Roßbach in Spott zu verwandeln.

Nach dem Abzug der Franzosen wurde das Land mehrere Jahre hindurch von einer großen Hungersnot heimgesucht, die den deutschen Menschen vollends reif für das Verlassen seiner Heimat machte.

Da die Deutschen den Franzosen im Felde unterlegen waren und sich deutsche Provinzen ungestraft haben entreißen lassen, unterlag folgerichtig auch der deutsche Geist dem französischen. Die äußeren Verluste hielten mit der inneren Entartung Deutschlands gleichen Schritt.

Die deutschen Höfe und der deutsche Adel nahmen sich den Hof Ludwigs XIV., seinen Despotismus, seinen Geschmack und seine Ausschweifungen zum Muster. Sie unterdrückten die altdeutschen, volkstümlichen sowohl ständischen als städtischen Freiheiten. Bereitwillig nahmen sie das System Ludwigs XIV., die neuen Lehren der absoluten Gewalt an und dienten freiwillig der großen gallisch-römischen Reaktion gegen den Germanismus. Alle deutschen Regierungen nahmen die französischen Formen, den Zentralismus der Gewalt und die Bureaukratie an. Zugleich nahmen Höfe und Adel die französische Sprache an und schämten sich, länger ihre gute alte Muttersprache zu reden. Desgleichen verschwand bei den deutschen Fürsten und beim Adel die strenge deutsche Sitte. Sie machten Bildungsreisen nach Paris und brachten alle Moden von dort nach Deutschland mit. Die alte schöne Tracht verschwand an den Höfen und beim Adel und endlich auch beim Bürgerstand.

Unzählige Lustschlösser, selbst geistliche, zeigten dem erstaunten Bauern in Deutschland, daß er fremd in seinem eigenen Lande geworden ist.

So fristete die Masse des deutschen Volkes im 17. Jahrhundert ein menschenunwürdiges Dasein; es verfiel in Knechtschaft eigener Fürsten, die ihrerseits wiederum den Nacken unter den fremden Geist beugten, der von dem „allerchristlichsten" Könige Ludwig XIV. ausging, der die Deutschen so liebte, daß er spezielle Kommissionen schuf zur Erforschung, auf welche deutschen Lande er noch Anspruch erheben könnte. (Die sogen. Reunionskammern 1680.)

Das 18. Jahrhundert sollte aber dem deutschen Menschen am Rhein den Rest geben.

Neben der allgemeinen geistigen und kulturellen Überfremdung oben verbreitete sich in den Massen die Aufklärung, deren Wurzeln im Humanismus stecken. Die Aufklärung war der Kampf gegen bisherige Vorurteile und Revolution in den Anschauungen über die soziale Ordnung der Menschheit. Sie erschütterte den sozialen Bau der gesellschaftlichen Ordnung und erkannte im Menschen den Menschen. Sie lehnte jeden Autoritätsglauben in sozialer und kirchlicher Beziehung streng ab und setzte an seine Stelle die Vernunft. Die großen Massen der Völker in Westeuropa wurden nun aufgeklärt darüber, wie ungerecht es von Menschen in der Welt eingerichtet sei, daß sogenannte hohe Abstammung, vornehme Geburt dem Adel alle Gewalt über den Niedriggeborenen gebe, nur weil die Menschen diese Ordnung als von Gott gewollt glaubten. Die Philosophie der Aufklärung, gestützt auf die neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaften, nahm einen rücksichtslosen Kampf gegen die soziale Unterdrückung auf.

In Frankreich mündete die Aufklärungsarbeit praktisch in die französische Revolution. Nun zogen aber auch die französischen Revolutionäre an den Rhein, um den deutschen Menschen von der Zwingherrschaft seiner Fürsten zu „befreien". Sie kamen mit einer wundervollen Botschaft; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit war ihr Schlachtenruf, aber die Praxis war furchtbar, sie hausten nicht anders in deutschen Landen, wie vor 100 Jahren ihr Sonnenkönig Ludwig XIV. Dem schon sowieso ausgepreßten Bauern nahmen die Franzosen das Letzte weg. Und so haben sich bald die anfänglichen Sympathien, die der französischen Revolution sogar von den Besten des deutschen Volkes wie Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller entgegengebracht wurden, ins Gegenteil umgekehrt, als die Revolution in ein Morden, Sengen und Brennen ausartete. „Um den Vorteil der Herrschaft stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen", urteilt Goethe darüber in „Hermann und Dorothea".

1792 brach das Revolutionsheer an den Rhein vor. Österreich und Preußen erhoben sich, um gemeinsam die Franzosen abzuwehren. Diesen gelang es aber bald, die Preußen zu beschwichtigen und für einen einseitigen Friedensschluß zu gewinnen (Basel 1795). Preußen zog sich damals zum großen Unglück für das deutsche Volk zurück, Österreich wurde von den Franzosen besiegt, und das ganze linke Rheinufer und die Niederlande gingen für Deutschland verloren. Durch den wohlberechneten Friedensschluß mit Preußen überhoben sich die Franzosen der lästigen Pflicht, die den Völkern gemachten Versprechungen zu halten.

Umsonst erklärten die Schweizer, sie seien ja schon lange, lange frei, schon seit Wilhelm Tell her, es sei also gar nicht nötig, daß die Franzosen kämen, um sie angeblich jetzt erst zu befreien. Umsonst protestierten die Niederländer, die Holländer und die von Trier, daß man ihnen Selbstregierung, freie Wahlen, republikanisches Glück versprochen hat und sie jetzt als besiegte Feinde behandle, ihnen alles wegnehme, keine freien Wahlen dulde und ihnen auf brutale Weise alles vorschreibe und ihnen nichts als den blinden Gehorsam lasse; wenn sie bloß eine Tyrannei mit der anderen noch viel schlimmeren vertauschen sollen, wozu habe man ihnen die Freiheit versprochen? Die französischen Revolutionäre entpuppten sich also als der Ausdruck des französischen Dranges nach dem Osten.

Dann kamen die Koalitionskriege und die Feldzüge Napoleons und ganz Westdeutschland fiel der Kriegsfurie zum Opfer. Ortschaften wurden eingeäschert, das Land ver-

wüstet, die Bevölkerung wirtschaftlich ruiniert und in die Flucht getrieben.

Diese flüchtige Schilderung des Schicksals Westdeutschlands genügt, um zu verstehen, warum der rheinische Mensch sich entschlossen hat, seine Heimat zu verlassen.

Schon im 17. Jahrhundert begann aus der damaligen Pfalz die Auswanderung nach Amerika. Aber der erste große „Exodus", der an 32000 deutsche Menschen nach England und Nordamerika führte, setzte im Jahre 1709 ein. Seitdem riß der Zug über den Ozean nicht mehr ab, bis er in den letzten Jahren von Amerika abgestoppt wurde. Daneben treten fallweise einzelne Gebiete im Osten Europas als das „gelobte Land" auf. Im Jahre 1762 beginnt der „große Schwabenzug" nach dem Wolgagebiet, nach Bacska und Banat in Südungarn, 1770 nach den preußischen Ostprovinzen, 1781 nach Galizien, 1793 nach Kongreßpolen, 1800 nach Südrußland usw. Es gehören nicht hierher die Zipser und die Siebenbürger Sachsen, deren Einwanderung viel weiter zurückreicht und aus anderen Gründen erfolgt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Begegnung mit Capone.

Erlebnis von Erich Walden.

An einer Ecke der Wabash Avenue in Chikago hat Jeromy Hopkins ein großes Hotel. Es ist vortrefflich geführt, die Speisen sind einwandfrei und die Suppen nie versalzen. Im Gegenteil, wenn man öfter bei Jeromy Hopkins gegessen hat, so wird man finden, daß sie es gar nie sein könnten, denn das Hotel hat todsicher die Eigenart, sie ungesalzen zu servieren! Ist es aber dabei nicht seltsam, wenn plötzlich an einem Tage gleich drei Menschen hintereinander behaupten, die Suppe wäre ungenießbar vor Salz, sie wollten sich beim Direktor beschweren? Seltsamer wird es noch, wenn darauf der Kellner, der doch ein reiner Unschuldsengel sein müßte, schuldbewußt den Kopf senkt und die zornigen Gäste mit Leichenbittermiene durch das Büfett zum Direktor führt. Man kann auch Fleisch, Fisch und Geflügel essen. Hopkins Hotel serviert alles wundervoll zart. Und doch gibt es zuweilen wieder Leute, die schwören, es wäre zähe zum Zähneausbeißen, und die dann den Direktor sprechen, zu dem sie der Kellner schuldbewußt geleitet.

Diese Menschen kommen dann nicht wieder.

Wie soll man aber einer solch komischen Unverständlichkeit auf die Spur kommen? Eben nur auf dem Wege der Beschwerde. Und das war so:

Ich aß Spargel-Suppe. Sie war wundervoll, ein Gedicht! Nur nicht gesalzen, und ich vermied es, dies nachzuholen, sondern verzog nach dem ersten Löffel ganz schrecklich mein Gesicht und rief nach dem Kellner: „Wie kommen Sie dazu, mir einen solchen Salzsee vorzusetzen! Wünschten Sie vielleicht hernach eine Gallone Soda an mich zu verkaufen?" „Es tut mir sehr leid", stammelte er, „ein Versehen, verzeihen Sie . . . aber", er beugte sich demütig zu meinem Ohr, „wenn Sie sich beschweren wollen, dann bitte ich Sie, etwas leiser zu sein, das Geschäft . . ." Höchlichst erstaunt stand ich auf. „Ich bitte Ihren Hut mitzunehmen, mein Herr!" sagte der komische Ober, dann folgte ich ihm durch das Büfett zu einem Aufzug. Ich stieg in eine Kabine, und mein Begleiter blieb mit einer leichten Verbeugung zurück. „Auf Wiedersehen, mein Herr!"

Mir war wirklich unbeschreiblich komisch zumute. Mit einem sanften Ruck hielt der Fahrstuhl und nach zehn Sekunden stand ich allein in einem einfach ausgestatteten Zimmer. Niemand kam. Allmählich wurde mir die Sache unbehaglich. Ich wollte wieder auf den Gang treten, aber die Tür hinter mir war mit einem Male verschlossen!

Oder — vielleicht hatte ich mich doch geirrt gehabt, denn als ich an das große Fenster trat, hörte ich, wie die Klinke zugedrückt wurde: In derselben Tür stand ein junger, schlanker Mensch in einem schwarzen Frack. Neben ihm, auf einen Stock gebückt, ein weißhaariger, buckliger Alter in einem altmodischen, grau karierten Gehrock.

„Was wollen Sie?" fragte der Junge.

Was wollte ich? „Die Suppe war versalzen", sagte ich verzweifelt.

Die beiden starrten mich musternd an. Der Junge trat an die andere Zimmerseite, so daß ich zwischen den beiden stand. „Und . . . ?"

„Sie war eben — ungenießbar . . ."

„Und . . ?"

Ich riß mich zusammen. „Ich will mich eben darüber beschweren, genau wie sich andere Gäste dieses Recht nehmen."

Der im Frack wechselte einen kurzen Blick mit dem Alten, dann wandte er sich wieder zu mir: „Wer sind Sie?"

„Ein Gast, wie Sie hörten."

Da wurde er mit einem Male freundlich.

„Mein Name ist Elgin, Geschäftsführer des Hauses", lächelte er, „dieser Herr hier ist der Direktor. Darf ich fragen, mit wem wir die Ehre haben?"

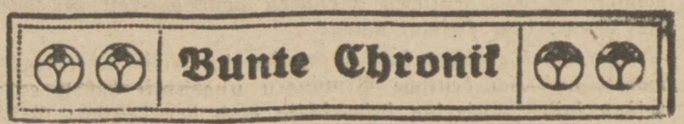
Ich nannte meinen Namen und Beruf. Der Junge blickte daraufhin wieder den Greis an und nickte leicht, doch der Alte betrachtete mich einige Augenblicke, dann schüttelte er stumm den Kopf. Das schien ein Zauberzeichen gewesen zu sein! Der Geschäftsführer überschüttete mich mit Liebenswürdigkeiten: „Ihrer Beschwerde wird natürlich Rechnung getragen, mein Herr", dienerte er. „Es freut uns, daß Sie deutscher Journalist sind. Hoffentlich werden Sie Ihrer Presse nur Gutes von uns anvertrauen. Auf Wiedersehen, mein Herr!" Wir schüttelten uns die Hände, und nach kurzer Zeit stand ich auf der Straße.

Ich hatte nur ein ganz lächerliches Gefühl in mir und ahnte nicht, daß mich das Kopfschütteln des Alten vor ziemlichen Leibesschäden bewahrt hatte.

Ich sprach mit niemandem über mein Erlebnis; und als ich nach geraumer Zeit wieder einen Besuch in der Wabash Avenue machte, schien das Hotel in ganz neue Hände gekommen zu sein. Das Personal war mir fremd und auch der Geschäftsführer, der kurz darauf erschien, ein anderer. Ich fragte einen älteren Kellner. „Ich weiß leider nichts, mein Herr", war die Antwort, doch sein Gesicht sah so verschmitzt aus, daß ich eine Zehndollar-Note auf den Tisch legte. Der Mann beugte sich zu mir herunter: „Das Hotel war ständig in denselben Händen, wie heute, man hatte es nur auf vierzehn Tage vermietet."

„An wen?" Der Mann zuckte die Achseln, da nahm ich die Banknote wieder fort. Für die Auskunft, die jedoch prompt darauf erfolgte, ließ ich sie gerne wieder liegen: „War eine große Spritschmugglerkonferenz, Herr. Wenn Sie sich auskennen, mögen Sie leicht erraten, wer der Alte in der Maske war. Der Junge war Al Capones Sekretär . . . ich danke vielmals, mein Herr!"

Wenn ich jetzt wieder an die Sache denke, bin ich heilfroh, daß man mich nur für einen harmlos Neugierigen hielt. Man soll eben in Chikago die Suppen nicht versalzen finden, vorausgesetzt natürlich, daß man keinen ganz besonderen — Grund dazu hat.



* **Jacke und Hose.** Henry Murger, der Verfasser von „La Bohême", war auch in seinem Privatleben ein unverbesserlicher Bohemien und hatte mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe. Er lebte in sehr kärglichen Verhältnissen und sandte eines Tages folgenden Brief an seinen Zeitgenossen und Kollegen Gerard de Nerval: „Bruderherz! Ich bin heute abend zu einem großen Essen eingeladen. Mein Magen knurrt schon ganz gehörig. Ermögliche mir doch, bitte, die Teilnahme an diesem Gaumen-Fest und borge mir ein ordentliches Jackett, falls du eines besitzt!" Umgehend antwortete Nerval, der selbst ein Bohemien war: „Ein wunderbares Jackett besitze ich wohl, mein Freund. Du sollst es auch gern haben. Sei jedoch so freundlich, mir deine Hose zu schicken, auf daß ich in die Lage komme, dir das gewünschte Jackett bringen zu können, denn eine Hose befindet sich zurzeit leider nicht in meiner herrschaftlichen Garderobe!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.